

XL-Leseprobe

„Das Geheimnis des Windes“

© Michael Tschida, Hybrid Verlag

Prolog

Meine Geschichte ist keine gewöhnliche Liebesgeschichte. Im Grunde würde nur ein Narr meinen Worten glauben. Doch ist nicht jeder Liebende ebenso ein Narr wie ein Philosoph? Weiß er nicht um Geheimnisse, die jedem anderen verborgen bleiben? Wer niemals der Stimme des Herzens gefolgt ist, kennt weder den Schmerz, den die Liebe hervorruft, noch die Wonne. Er ist taub für das Leben, taub für die Seele, taub für das Flüstern des Windes.

Mir scheint, es gibt viele Taube dieser Tage. Sie suchen das Leben, doch finden es nicht. Ihnen gilt mein Mitgefühl, aber nicht diese Geschichte. Sie sei denjenigen vorbehalten, die anders sind. Jenen, die fühlen, wo andere nur sehen.

»Das ist eine ungewöhnliche Gravur für einen Verlobungsring, Herr ...«

»Schmitt«, log ich.

Die Dame hinter der Auslagevitrine sah mich an, als vermochte sie mit ihren dicken Brillengläsern sowohl meine Identität zu prüfen als auch meine Zahlungsfähigkeit. »Möchten Sie nichts ... Klassischeres, Herr Schmitt?«

»Ich bin Buddhist«, log ich ein zweites Mal und die Dame in dem Hosenanzug lächelte gezwungen, während sie zu der Mülltüte mit dem antiken Ring schielte.

»Ich verstehe. Wenn Sie mir bitte zur Kasse folgen.«

Ich hob eine Augenbraue.

»Bei persönlichen Gravuren sind wir gezwungen, bereits bei der Bestellung abzurechnen.« Sie tippte mit spitzen Fingern auf der Tastatur herum, ohne mich dabei anzusehen. Bestimmt fragte sie sich, ob ich den Ring nicht einer alten Frau vom leblosen Finger gestreift hatte. Warum sonst sollte ich etwas so Wertvolles in einer Mülltüte herumtragen? Und mit meinen Augenringen und dem Schweiß auf meiner Stirn sah ich ganz bestimmt nicht aus wie der klassische Rosenkavalier.

»Na, wenn das so ist ...« Ich griff in meine Hosentasche und das Bündel mit den Fünzigern fiel heraus.

Die Juwelierin starrte auf das Geld am Boden und räusperte sich.

Ohne mit der Wimper zu zucken, hob ich das Bündel auf und wischte mit meinem linken Daumen zwei Scheine in meine rechte Hand. »Wäre es möglich, dass Sie den Ring sofort gravieren?« Mein Daumen verharrte über dem nächsten Fünziger.

Die Dame zögerte. »Tut mir leid, Herr Schmitt, das ist leider nicht möglich. Wir haben gerade Hochsaison, da dauert es drei Werktage.«

Drei Tage? In drei Tagen war meine Liebste tot!

»Wenn Sie bitte noch dieses Formular hier ausfüllen ...« Sie schob einen Zettel über die Vitrine und blickte zum Schaufenster, als zwei Streifenwagen mit Blaulicht und Sirene vorbeirauschten. Sie waren mir auf den Fersen. Aber die Polizei war mein geringstes Problem.

»Das ist wirklich ärgerlich. Ich brauche die Gravur. Sofort. Sie ist mir jeden Preis wert.« Ich steckte die zwei Fünziger wieder zu den anderen und öffnete meinen Trecking-Rucksack. Ich hatte keine Zeit für Verhandlungen. Ich musste zu meiner Ex-Freundin, bevor die Adler bei ihr waren. Bevor sie ihre Drohung wahr machen konnten. Bevor sie mir meine Liebste ein zweites Mal nahmen.

»Ich ... Ich könnte mal nachsehen, ob unser Graveur Ihren Ring vorziehen kann.« Die Dame ließ das Bündel Fünfiger nicht aus den Augen. Dachte sie, ich hätte den Rucksack bloß geöffnet, um das Geld wegzustecken? Ihr Arm streckte sich nach der Tüte mit dem Ring, Gier ließ sie jede Vorsicht vergessen.

Meine Finger glitten über den verzierten Griff des Samurai- Schwerts, das ich in meinem Rucksack versteckt hielt. Es war so leicht wie das Schwert eines Legionärs und so schlagkräftig wie das eines Germanen.

Ich atmete ein. Und aus.

Dann zog ich den Reißverschluss wieder zu und warf das Bündel mit den Fünfigeuroscheinen neben die Kasse. »Das wäre sehr ... freundlich.«

Die Dame nahm das Geld kommentarlos an sich und verschwand mit dem Ring hinter einer Tür.

Schnaufend schüttelte ich den Kopf. Was war nur aus den Menschen geworden? Was war das für eine Zeit, in die ich da geboren war? Galten Geld und Macht mittlerweile mehr als ein Menschenleben? Oder war es schon immer so?

Ich sollte mich beeilen. Jede Verzögerung erhöhte das Risiko, dass die Adler sie vor mir fanden. Doch sollte sie mich tatsächlich anhören, würde ich mein Versäumnis von einst auf keinen Fall wiederholen. Ich würde ihr die Wahrheit erzählen – über mich und über uns. Ich würde sie ihr nicht auf gewöhnlichem Papier, sondern eingraviert in einen goldenen Ring antragen.

Hätte ich gewusst, dass mein wahrer Gegner nicht die Zeit war. Dass ich selbst die Ketten meines Schicksals schmiedete. Doch wer hätte geahnt, wohin mich die Reise führte, die vor so langer Zeit begann ...

1. Akt

Die Schamanenreise

*Wenn Du die Wahrheit fürchtest,
kannst Du Dich eine Weile verstecken.
Doch sie wird Dich finden,
ganz gleich, ob in diesem oder dem nächsten Leben.*

Dunkelmond

Ich beobachtete die tanzende Menge, als würde ich ihr Verhalten begreifen, wenn ich nur lange genug hinsah. Wie konnte man nur Spaß daran haben, zwischen dutzenden Körpern halb zu ersticken? Und dann dieser Lärm. Ich konnte meine eigenen Gedanken kaum verstehen. War es denn so unnormal, wenn man seine Freitagabende lieber an einem einsamen Lagerfeuer im Wald verbrachte?

Ich schätzte schon. Denn im tiefsten Herzen würde auch ich gerne aufstehen und mich ihnen anschließen. Einmal in meinem Leben wollte ich ein ganz normaler Vierzehnjähriger sein. Ich würde einfach dem Vibrieren des Beats folgen, zu ihr rübergehen, mit ihr tanzen und ...

Ein rotbärtiger Zwerg boxte mir von der Seite gegen die Schulter. »Alter, Leo, der blöde Barkeeper hat nur Augen für die Düsen! Das kann ich wirklich nicht verstehen.« Er grinste breit, reichte mir zum dritten Mal meinen *einzigsten Mai Tai für heute* und nickte mit dem kurz geschorenen Kopf in Richtung einer vollbusigen Brünetten mit Wespentaille. »Und, was meinst du? Soll ich es mal bei ihr versuchen?«

»Wenn du magst ...« Marcs Wespe interessierte mich nicht. Stattdessen wagte ich beim Ziehen am Strohalm zwei, drei, vielleicht auch vier kurze Blicke zu ihr, zu dem schönsten Mädchen im Raum, zu Ewa. Für mich sah sie aus wie ein blondes Schneewittchen – helle Haut, braune Augen und blutrote Lippen. Sie tanzte alleine, genau im Zentrum der Tanzfläche, als würde sich die ganze Welt nur um sie drehen.

Marc folgte meinem Blick und winkte ab. »Bei der hast du doch keine Chance. Die interessiert sich höchstens für Achtzehnjährige mit schnellen Autos.« Er stellte seinen Cocktail neben meinen auf den Stehtisch, kratzte sich den Bart und verfiel in ein hüpfendes Gezappel, das er selbst *Jumpstyle* nannte. Seine weißen Sneakers blitzten auf wie ein Gewitter in der Nacht.

»Kommst du mit?«, fragte er, obwohl er die Antwort bereits kannte.

Ich schüttelte den Kopf und blieb auf meinem Barhocker sitzen. Meine schweren Augen folgten Marc, wie er sich seinen Weg auf die Tanzfläche bahnte. Sein eigenartiger Tanzstil bescherte ihm innerhalb von wenigen Tanz-Tritten ein eigenes Drittel unter den pink-grünen Scheinwerfern. Keine zwei Meter neben mir bemerkte eine Gruppe von vier jungen Männern Marcs Solo-Auftritt und schaute zu ihm hinüber. Der Kleinste von ihnen, ein etwa Zwanzigjähriger mit tätowierten Unterarmen, äffte Marcs ruckartige Bewegungen nach, während seine Jungs ihn anfeuerten. Immer wieder sah er dabei zu Marc, als wartete er nur darauf, dass dieser auf die Provokation reagierte.

Wollte er sich wirklich an einem Jüngeren vergreifen? Hatte er denn überhaupt keine Ehre? Warum ließ er meinen Freund nicht einfach in Ruhe? Marc hatte es sowieso schon schwer genug, seit seine Eltern nicht mehr da waren. Das Vibrieren in meinem Inneren wurde stärker. Am liebsten würde ich den Mann zur Rede stellen, ihn ...

Der Tätowierte bemerkte meinen Blick und kam unversehens auf mich zu. »Kennst du den Spast?« Er baute sich mit gekräuselter Stirn vor mir auf und nickte in Marcs Richtung. »Oder warum guckst du so blöd?« Sein Atem roch nach Schnaps, sein Muskelshirt stank nach altem Schweiß.

Auch die anderen drei kamen nun näher und stellten sich im Halbkreis um mich auf. Etwas Unsichtbares drückte auf meine Brust.

Ich blickte zu meinem besten Freund. Noch immer hüpfte er vor der Brünetten herum, die

ihm längst den Rücken zugewandt hatte. Die Schläger hatte er nicht einmal registriert. Marc war wie ein Kleinkind, das einfach tat, wonach ihm war, ganz gleich, was die anderen davon hielten. Und ich würde ihn heute nicht erwachsen werden lassen.

»Ich hab dich was gefragt!« Der Anführer der Gruppe trat so dicht vor mich, dass sich die beiden vorderen Stuhlbeine meines Barhockers vom Boden hoben. Wie an einem rettenden Stück Treibholz klammerte ich mich an dem Stehtisch vor mir fest.

»Ja.«

»Was *ja*?« Er rempelte ein zweites Mal gegen meinen Hocker und die Gläser auf dem Tisch wackelten.

»Er ist mein Freund.«

»Dann besorgt ihr es euch immer gegenseitig? Was macht dich mehr an, der rote Bart oder der fette Bauch?« Der Schläger drehte sich zu seinen Jungs um, die wie ein Rudel Hyänen lachten.

Ich presste die Lippen aufeinander. Ewa verließ die Tanzfläche und kam auf uns zu.

»So sprachlos?« Der Tätowierte schob sich in mein Sichtfeld. »Wenn du ein Problem mit mir hast, dann sag es mir ins Gesicht!« Seine Spucke traf mich ins Auge.

Ich ließ den Tisch los, wischte mit dem Unterarm über mein Gesicht und setzte die Füße auf den Boden. Was sollte ich tun? Entweder lief ich weg und blamierte mich, oder ich kämpfte und ...

»Metzger, komm, lass den Jungen.« Ewa gab ihm einen Kuss auf die Wange und zog ihn von mir weg.

Das durfte doch nicht wahr sein! Er und Ewa? Marc hatte recht. Ich musste endlich damit aufhören, mir Hoffnungen zu machen, wo es keine Hoffnung gab. Seufzend steckte ich meine Hände in die Taschen.

Metzger ließ sich ein paar Schritte mitziehen, blieb dann aber stehen und wandte sich zu mir um. »Wer hat euch eigentlich hier reingelassen? Deine Mutter hat doch sicher was mit dem Türsteher ...«

»Nimm das zurück!« Ich sprang auf. Der Barhocker schlug nach hinten auf den Boden.

Die Gruppe wich einen Schritt zurück. Ewa schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

»Was soll ich zurücknehmen?« Metzger ließ Ewas Hand fallen, kam zu mir und setzte seine Füße direkt vor die meinen. Wir waren genau gleich groß. Besonders kräftig war er nicht. Aber seine Augen blitzten gefährlich. Seine drahtigen Arme waren angespannt. Er wippte von einem Fuß auf den anderen, als könnte er es nicht erwarten, mich fertig zu machen.

Ein faustgroßes Loch in meiner Brust ließ all meinen Mut entweichen. Was machte ich hier? Ich hatte mich noch nie in meinem Leben geprügelt.

Ich sah zu Ewa, die sich für mich eingesetzt hatte, doch sie beachtete mich nicht. Wenn ich ihr egal war, warum hatte sie ihn dann festgehalten?

»Spannst du jetzt noch meiner Freundin hinterher?« Seine rechte Schulter zuckte in Richtung meines Kopfes und ich stolperte zurück. »Pass nur auf, Kleiner«, er hob seinen Zeigefinger und kam näher, »wenn ich mit dir fertig bin, erinnerst du dich nicht mal an den Namen deiner Mutter!«

Hastig befreite ich meine Hände aus den Jeanstaschen. Metzger verstand die Geste als Angriff und verpasste mir einen satten Schlag an die Schläfe.

Der Beat verstummte, die Zeit blieb stehen, der Club verschwand. Ich taumelte, doch ich fiel nicht. So musste es sich anfühlen, wenn man in einen Abgrund stürzte. Man wurde vom Leben verlassen, noch bevor man den Boden berührte.

Als ich die Augen wieder öffnete, kehrte die Musik zurück. Schemenhaft erkannte ich einige Gestalten. Sie tanzten einfach weiter, als wäre nichts geschehen. Als wäre ich nichts als ein unsichtbarer Geist, der nicht in diese Welt gehörte. Ich tastete über meine Schläfe. Mein

Schädel tat nicht sonderlich weh, dennoch schmerzte es mehr als alles, was ich je erfahren hatte. Tränen liefen über meine Wangen, während ich mich dazu zwang, nicht zu Ewa zu sehen.

»Schaut mal, der Kleine weint nach seiner Mami!« Metzger schlug sich auf die Oberschenkel. »Beim nächsten Mal bringst du besser sie mit statt deinen Spasti-Freund.« Er legte den Arm um Ewa und die Clique verschwand lachend in der Menge.

Mit einem schrillen Quietschen kam der Nachtbus zum Stehen.

»Ciao Marc«, sagte ich und stand auf.

Mein Freund hatte Mühe, seine Augen zu öffnen, während er zu mir aufsah. »Ciao Leo.«

Ich verabschiedete mich von ihm mit einem Handschlag und sprang hinaus.

Ich hatte es ihm nicht sagen können. Es hätte auch nichts geändert.

Sofort fiel mich der eisige Wind an und biss mir in die Ohren. Ich zog meine Stoffjacke bis unter die Augen und überquerte die leere Fahrbahn. Die Lichter der Straßenlaternen tanzten zu dem Beat, der noch immer in meinem Kopf dröhnte. Wäre ich doch nur mit zu meinem verrückten Onkel gefahren. Ich hätte mir einiges erspart. Nun befand ich mich auf einer Reise zum Mittelpunkt der Erde, zumal mich irgendeine Macht mit unvorstellbarer Kraft Richtung Erdkern zog. Mühsam versuchte ich mit meinen wackeligen Beinen Widerstand zu leisten.

Den eigenen Füßen Schritt um Schritt folgend, nahm ich die Abkürzung durch den Park, auch wenn meine Eltern das nachts überhaupt nicht gerne sahen. Was sollte mir schon passieren? Ich war kein kleiner Junge mehr.

Der rostige Torbogen führte mich in eine Welt der Schatten und Geräusche. Kaum hatte ich die Pforte ins Jenseits durchschritten, fand ich mich inmitten einsamer Finsternis. Mein Atem, meine Schritte wurden schneller. Laub raschelte unter meinen Füßen. Schatten verfolgten mich zu beiden Seiten. Immer wieder drehte ich mich nach meinen eigenen Tritten um. Hundegebell in der Ferne. Stille. Meine Schuhe verschwammen in der Bewegung. Ich lief. Knickte ein. Ein Schlagloch. Lief weiter. Rettete mich von Laternenschein zu Laternenschein wie von Insel zu Insel inmitten des dunklen Ozeans.

Ein grauer Schatten breitete sich vor mir aus. Der Entenweiher. Ich blieb stehen. Der Wind zerzauste meine Haare. Er kam von den Kronen der Birken, die sich am Ufer wiegten, als lehnten sie sich vor, um den nächtlichen Eindringling in Augenschein zu nehmen.

Da hörte ich was. Ein Brummen, Fauchen links hinter mir. Das Gebüsch raschelte. Ich unterdrückte den Impuls, mich umzudrehen und setzte meine Füße auf die knarzende Holzbrücke, den Birken entgegen.

Während ich über die geländerlose Brücke balancierte, sah ich zum Himmel über den Bäumen. Nicht einmal der Mond schaffte es, sich gegen die Finsternis zu behaupten. Es war Neumond. Dunkelmond. Nur hier und da blitzte ein Stern auf, um daran zu erinnern, dass auch andere Welten und Planeten existierten. Die alten Griechen nannten sie *planetai*, *Wanderer*, weil sie sich frei am Himmel bewegten. Doch sie wanderten ebenso verloren wie ich in dieser lichtlosen Nacht.

Plötzlich rutschte ich auf einer glitschigen Flüssigkeit aus, verlor die Sterne aus dem Blick und schaute in einen vollkommen schwarzen Himmel. Doch dieser Himmel war anders. Er glänzte, als hätte ihn jemand lackiert. Und er bewegte sich. Eine flüssige Wolke nach der anderen zog an mir vorüber. Nein, die Wellen kamen näher!

Instinktiv schloss ich die Augen und breitete die Arme aus, als ob ich noch immer an Land wäre und mich mit einem einfachen Liegestütz abfangen könnte. Aber der nasse Aufprall kam nicht. Stattdessen schwebte ich waagrecht über dem Teich.

Ich blinzelte, schaute in mein verzerrtes Spiegelbild, das sich keine zwanzig Zentimeter von

mir entfernt auf der Wasseroberfläche abzeichnete. War ich jetzt völlig verrückt? Es war ein seltsam vertrautes Gefühl, so in der Luft zu schweben. Wie in einem wunderschönen Traum, der immer wiederkehrte und an den man sich doch nie nach dem Aufwachen erinnerte. War es ein Albtraum?

Ganz vorsichtig führte ich meinen Zeigefinger zu dem Gesicht aus Wasser. Wie war das möglich? Es kam mir vor, als wäre ich einem Rätsel auf der Spur, das schon seit vielen Generationen auf seine Lösung wartete. Ich würde es der ganzen Welt verkünden!

Dann verlor ich meine Körperspannung und fiel hinein.

Am nächsten Morgen erwachte ich von dem Übelkeitsgefühl, das sich in meinem Inneren eingenistet hatte. Ich hätte mich von Marc nicht zu der Mai Tai-Session im *Nightfall* überreden lassen sollen.

Und dann dieses Zeug, das er von seinem Bruder geklaut hatte. Wir hatten zwar nur gepafft, aber eine gewisse Wirkung hatte ich dennoch gespürt. Und normalerweise ließ ich mich auch nicht so schnell provozieren.

Aber das war jetzt zweitrangig. Ich wollte zurück zu dem Ort, an dem ich letzte Nacht etwas erlebt hatte, das mein Leben und meine Überzeugungen für immer veränderte. Oder das meinen Mai Tai-Konsum für immer veränderte. Je nachdem, ob ich unter Alkoholeinfluss ein bisschen halluziniert hatte, oder ...

Ich ging in die Küche, trank mindestens einen Liter Leitungswasser, nahm mir einen Apfel und verließ das Haus. Besonders gut konnte ich mich nicht mehr an letzte Nacht erinnern. Nur noch an dieses warme Gefühl in meiner Brust, das sich in meinem ganzen Körper ausgebreitet hatte. Bis es von der Kälte des Wassers abgelöst worden war.

Schon auf dem Weg zum Park hörte ich die Stimmen der Samstags-Spaziergänger, die sich einen Wettstreit mit denen ihrer Hunde lieferten. Doch nicht einmal meine postalkoholische Verfassung hinderte mich daran, dem Lärm entgegenzutreten. Zielstrebig durchquerte ich den Park und schritt auf den Entenweiher zu.

Auf einer Bank am Ufer saß ein junges Paar, das sich innig küsste. Entweder entging den beiden meine Anwesenheit, oder es war ihnen einfach vollkommen egal. Ohne es zu wollen, sah ich Ewa mit Metzger. Bei ihm zu Hause, gerade aufgestanden, mit zerzaustem Haar und lächelnden Lippen. Ein stechender Schmerz durchzuckte meinen Kopf und ich blickte an dem Pärchen vorbei zum Teich. Die Birken standen still. Ich stellte mich dorthin, wo ich die letzte Kontaktstelle zu festem Boden vermutete und schaute ins Wasser. Es war jetzt nicht mehr schwarz, sondern grün. Genau wie die Hinterlassenschaften der Enten. Es schüttelte mich, als mein Blick den Boden der Brücke kreuzte.

Doch trotz des Ekels, der meinen Hals hinaufstieg, wollte ich mich auf die Lösung meines rätselhaften Erlebnisses konzentrieren. Ich erinnerte mich daran, gehört zu haben, dass man in Gefahrensituationen unter Adrenalin das Geschehen um sich herum verlangsamt wahrnahm und dadurch besser reagieren konnte. Konnte das die Ursache sein?

Warum sprang ich nicht einfach hinein und verschaffte mir Klarheit? Warum über etwas nachdenken, das in der Praxis erfahren werden musste?

Ich schielte zu den beiden Verliebten. Sie beachteten mich nicht. Vorsichtig trat ich noch einen Schritt nach vorne, beugte meine Knie, nahm meine Arme nach hinten und blickte auf das schimmernde Wasser.

»Haaatsch!« Ein kräftiger Nieser erinnerte mich an letzte Nacht, den zittrigen Heimweg, Kleider, so schwer wie eine Eisenrüstung.

Was, wenn ich wieder hineinfiel? Wenn das Pärchen mich genauso auslachte, wie es Ewas Clique getan hatte? Ich starrte auf meinen Schatten im Wasser, der mir ununterbrochen zunickte. Im Tageslicht verlor der Zauber der Nacht seine Wirkung.

Ich beschloss, den Zwischenfall einfach zu vergessen und trat vom Ufer zurück. Ein Spaziergang im Wald würde meine Kopfschmerzen sicher vertreiben.

Das Hexenhaus

Während ich an der Haltestelle auf den Bus zum Stadtrand wartete, ließen mich die Gedanken an Ewa einfach nicht los. Hatte auch sie über mich gelacht? Wie konnte sie nur mit so einem Typen zusammen sein? Ganz einfach: Er hatte sich getraut, sie nach einem Date zu fragen und ich nicht. Und ganz bestimmt hatte er auch kein Problem damit, in einem Raum mit vielen Menschen zu sein und sich mit ihr auf der engen Tanzfläche zu bewegen.

Ich wartete, bis sich die Leute in den Bus gedrängelt hatten, folgte ihnen und setzte mich neben einen Mann mit Halbglatze, der darauf bestand, dass ich am Fenster Platz nahm. Vielleicht war ich einfach nicht normal? Wer wollte schon mit einem Verrückten zusammen sein? Immerhin bildete ich mir jetzt schon ein, ich könnte fliegen.

Zwei Straßen weiter stieg eine Frau mit langen weißen Haaren ein. Obwohl sie die Figur einer Sechzehnjährigen hatte und sich ebenso kleidete, musste sie bedeutend älter sein. Mühevoll hievte sie einen fahrbaren Koffer in den Bus.

Warum half ihr denn niemand? Was war nur los mit den Leuten? Ich bat meinen ignoranten Sitznachbarn, mich raus zu lassen und eilte zu der junggebliebenen Omi. »Kann ich Ihnen mit Ihrem Gepäck helfen?«

»Oh, wie nett von dir, junger Mann!« Das anfangs erstaunte Gesicht wechselte blitzartig zu einem warmen Strahlen. Ihre Augen leuchteten mit einer Kraft, wie ich sie noch nie bei jemandem gesehen hatte.

»Das ist doch selbstverständlich.« Mit festem Griff zog ich den erstaunlich schweren Koffer ins Innere des Busses. Transportierte die gute Frau Backsteine? Dass sie ihn überhaupt hatte anheben können! Ich geleitete sie zu ihrem Platz und stellte mich neben sie.

»Sowas kommt heutzutage nicht mehr allzu oft vor«, sagte sie.

»Ja, leider.« Ich blickte zu meinem ehemaligen Sitznachbarn, der nur noch Augen für seine Füße hatte. »Wohin reisen Sie?« Ich wunderte mich, dass sie alleine unterwegs war. Sie musste über neunzig sein. Auch wenn sie von weitem aussah wie ein Teenager, war die Zeit an ihrem Gesicht nicht spurlos vorübergegangen.

»Ich habe nur die nötigsten Einkäufe erledigt. Auch wenn das für mich einer Weltreise gleichkommt.« Sie grinste.

»Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen Ihren Koffer nach Hause tragen. Wohnen Sie in der Nähe?«

»Einfach reizend! Ich wohne drei Haltestellen weiter. Am Waldrand. Mein Haus ist das letzte in der Straße. So muss ich keine Angst um meine lieben Tierchen haben.«

Das einstöckige Haus sah aus, als hätte sich seit seiner Errichtung im vorletzten Jahrhundert niemand mehr darum gekümmert. In dem Holzzaun, der eine Art Brachland umgab, fanden sich keine drei Palisaden, die noch nebeneinander standen. Die Fenster waren mit schweren Vorhängen verhängt, die Hälfte des Schornsteins war herunter gebrochen. Genauso stellte ich mir ein Hexenhaus vor, dachte ich und zog den Koffer hinter mir her, der über das Kopfsteinpflaster der Straße vibrierte.

Im Vorgarten saß eine graue Katze, die auf uns zulief, als wir uns dem Gartentor näherten. Die alte Frau beugte sich zu ihr, streichelte ihr langes Fell und legte sie sich auf die Schulter.

Das Fellknäuel schnurrte leise. Zu dritt näherten wir uns dem düsteren Haus. Es hätte ebenso unbewohnt sein können. Nur die weißen Rosen waren mit Sicherheit nicht von selbst über den Bogen der Haustür gewachsen.

Die Frau legte ihre knochige Hand auf den verzierten Griff der Tür. War das ein Löwenkopf? Oder ein Wolf?

Knarzend öffnete sich die Pforte ins Halbdunkel.

»Einen Moment.« Die Alte zündete zwei große weiße Kerzen links und rechts des Eingangs an. »Gegen die Dunkelheit«, murmelte sie und winkte mich herein.

Ein Schauer lief mir über den Rücken, während ich über die Schwelle trat und die Flammen für einen winzigen Moment züngelten. Die alte Frau schloss hastig die Tür hinter mir und betätigte den Lichtschalter.

Wofür waren die Kerzen?

Was genau meinte sie mit *Dunkelheit*?

Ein Geruch von Weihrauch hing in der Luft. Unsichtbar und doch schwer und allgegenwärtig. Achtsam schaute ich mich um. Ähnlich einer Hütte bestand das Haus überwiegend aus einem einzigen größeren Raum. In diesem befanden sich eine Küchenzeile mit Esstisch, ein dunkelgrüner Sessel und ein Regal voller Bücher, das eine ganze Wand verdeckte. Neben dem Sessel stand ein Kratzbaum, auf dem eine Siamkatze schlief. Einen Fernseher gab es nicht.

Ich stellte den Koffer neben den Küchentisch und schaute zum Kratzbaum. Aus einer Höhle sprang eine schwarze Katze und spazierte in die Küche. Die alte Frau setzte die graue Katze ab, öffnete den Koffer und nahm eine Katzenfutterdose nach der anderen heraus. Die Backsteine!

Nachdem sie die Katzen gefüttert hatte, sah sie mit zusammengekniffenen Augen auf die Standuhr. »Wie die Zeit vergeht. Es ist ja schon nach zwölf. Komm, ich mache dir schnell was zu essen, mein Junge.«

Das Angebot konnte ich der lieben Alten unmöglich abschlagen. »Das wäre sehr nett, danke.«

»Aber natürlich. Das ist doch das Mindeste.« Und schon wirbelte sie von einem Regal zum nächsten.

Ich setzte mich in den Sessel, neben dem ein Schild hing mit dem Spruch *Ein Leben ohne Katze ist möglich – aber sinnlos*, und streichelte die Siamkatze. Verschlafen blinzelte sie mich an. Ihr Schnurren hörte sich an wie das ferne Rauschen eines Wasserfalls. Warum war ich auf einmal so müde? Ich schloss die Augen und döste sofort ein.

Ob Sekunden, Minuten oder Stunden vergingen – ich wusste es nicht. Ich saß einfach im Sessel, gedankenlos, sorglos, frei. Bis mich ein paar beschwingte Akkorde aus dem Halbschlaf hoben. Rock'n'Roll. Meine Lieblingsmusik. Die Frau mit den glatten weißen Haaren drehte an dem knisternden Radio herum, bis auch die Nachbarn mitsingen konnten. »Das regt den Appetit an«, sagte sie und servierte mir einen dampfenden Teller mit Bratkartoffeln und Speck.

»Und Sie?«, schrie ich gegen die Beach Boys an, während ich mich an den Küchentisch setzte.

»Für mich gibt es heute nur Trauben.« Die alte Frau zog einen uralten Fingerhut vom Hals einer Rotweinflasche, leerte den Rest in ein Weinglas und nippte schmatzend daran. Dann stellte sie es auf die Anrichte und erhöhte nochmals die Lautstärke des Radios.

Als wäre sie die Bedienung in einem Fünziger-Jahre-Diner, tippte sie zum Rhythmus mit dem Zeigefinger in der Luft und führte ein paar halbe Drehungen durch, bei denen die Katzen nach dem Saum ihrer Schürze schlugen. Vor Lachen fiel mir ein Stück Bratkartoffel aus dem Mund. Die graue Katze flitzte herbei und schnappte es, bevor ich reagieren konnte.

»Du weißt, wie man sich Freunde macht.« Die Omi lachte.
»Wenn das so gut bei Menschen funktionieren würde ...«
»Jetzt sag nicht, ein so hübscher junger Gentleman hat keine Freunde!«
»Eigentlich habe ich nur einen richtigen Freund«, überlegte ich. »Das andere sind nur oberflächliche Bekanntschaften.«
»Die Leute sind dumm«, meinte sie, als wäre damit alles erklärt, und griff wieder zu ihrem Weinglas. »Aber du hast doch sicher eine süße Freundin?« Sie betrachtete den Fingerhut wie eine magische Kristallkugel, die ihr meine Geheimnisse verraten konnte.
»Äh ...«
»Nein?« Sie drehte sich zu mir um. »Dann sollte es noch nicht sein. Manchmal braucht es seine Zeit, bis wir den Richtigen finden.«

Nach dem Essen bedankte ich mich für die Gastfreundschaft und verabschiedete mich.

Die Alte schien traurig darüber zu sein.
»Wohnen Sie ganz alleine hier am Wald?«, fragte ich behutsam.
»Mein Mann ist vor vielen Jahren gestorben. Aber ganz alleine bin ich nicht.« Sie streichelte die schwarze Katze. »Der Karl war ein fantastischer Ehemann. Ein Mann der alten Schule. Einer, der noch Türen aufhielt. Ich bin dankbar für jede Minute, die ich mit ihm hatte.« Ihr Blick ging ins Leere, ihre Hand verharrte auf dem Rücken des Tieres.
»Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen morgen etwas Gesellschaft leisten«, beeilte ich mich zu sagen.
»Was für eine herrliche Idee!« Die alte Frau drehte sich so plötzlich um, dass die Katze mit einem erstickten »Mih« das Weite suchte. »Dann mache ich einen Apfelkuchen«, sang sie und strahlte.
»Gerne, Frau ...«
»Du kannst Sonia zu mir sagen.«
»Ich bin ...«
»Ich weiß, wer du bist. Besser als du selbst.«
Ich schaute sie fragend an, doch sie erwiderte meinen Blick nur sanft lächelnd.

Die Mumie

Sonias Kuchen duftete nach warmem Hefeteig, Zimt und zuckersüßen Äpfeln. Während wir aßen, genoss ich die Gesellschaft der Katzen und auch sie schienen mich in ihr Rudel aufgenommen zu haben. Immer wieder streiften sie an meinen Beinen entlang und drückten sich gegen meine Waden.

Ohne Vorwarnung sprang eine dicke Perserkatze auf meinen Schoß. Als ich sie wieder entfernen wollte, krallte sie sich in meinen Wollpullover und zog ihn mir bis zur Brust hoch.

Sonia lachte. »Spence war gestern noch zu schüchtern. Aber jetzt wirst du ihn nicht mehr so schnell los.«

Der Kater gab ein schiefes Miauen von sich. Fachkundig öffnete die Alte seine Pfoten und nahm ihn mir ab. »Du hast eine ungewöhnliche Narbe am Bauch. Woher kommt die?« Sie runzelte die Stirn, während Spence sich um ihren Hals klammerte.

Ich zog den Pullover wieder runter. »Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht. Auch meine Eltern können sich nicht daran erinnern. Bei der Größe muss es etwas Schlimmes gewesen sein,

aber ich kann es mir nicht erklären.«

Sonia nickte nachdenklich, ohne ihrem Katzen-Schal Beachtung zu schenken. Dann sah sie plötzlich auf und blickte mich mit ihren leuchtenden Augen an. »Was weißt du über Reinkarnation?«

Ich erinnerte mich, den Begriff schon mal im Zusammenhang mit dem Film *Die Mumie* gehört zu haben.

»Was weißt du über Wiedergeburt?«, setzte sie erneut an. »Das kenne ich aus dem Hinduismus. Die Art der Lebensführung beeinflusst das nächste Leben. Wenn man schlechtes Karma angehäuft hat, wird man nach dem Tod eventuell als Mistkäfer wiedergeboren.«

Die alte Frau lachte. »Oder schlimmer: als Politiker.« Dann veränderte sich ihr Ausdruck. »Ich möchte, dass du mir jetzt ganz genau zuhörst, mein Junge. Jedes Lebewesen, ob man ihm nun einen Verstand zugesteht oder nicht, besitzt eine Seele. Denn die Seele ist unabhängig von Verstand und Körper.« Sie setzte Spence neben die anderen Katzen vor die beiden Futterschalen, doch er wandte sich beleidigt ab und verschwand unter Sonias Sessel.

Sie sah ihm hinterher und schüttelte den Kopf. »Dieser Kater. Wenn ihm was nicht passt, versteckt er sich und kommt stundenlang nicht raus. Und nachts will er in einem eigenen Zimmer schlafen. – Wo war ich? Ach ja, bei der Seele. Jede Religion wäre überflüssig, würde man die Existenz einer Seele leugnen. Denn wenn wir nach unserem Tod nicht auf irgendeine Weise weiterexistieren, warum sollten wir dann in die Kirche gehen und für Erlösung beten?«

Sonia nahm ihren Teller mit dem übrig gelassenen Kuchenrand, lächelte verschmitzt und stellte ihn auf den Boden. Sofort kam Spence angeschossen und stürzte sich auf den trockenen Teig.

Zufrieden sprach sie weiter: »Wir sind also nicht unser Körper oder unser Verstand, sondern das einzige, womit wir uns über den Tod hinaus identifizieren können, ist unsere Seele. Da die Seele nicht stofflich ist, kann sie auch nicht sterben, geschweige denn altern.« Sie musterte ihre faltigen Hände. »Dennoch besitzt sie eine ganz besondere Fähigkeit: Sie kann sich durch Erfahrungen weiterentwickeln. Und die Möglichkeit zur Weiterentwicklung bezeichnen wir als Leben.« Die weißhaarige Frau ging zum Herd und nahm die Teekanne von der Platte.

Ich wagte nicht, mich zu bewegen. Was wollte sie mir sagen? War sie nur eine schrullige Alte oder steckte mehr dahinter? Warum lag ihr so viel an diesem Thema?

Sonia schenkte mir von dem Tee nach und setzte sich wieder an den Tisch. »Weil jedoch die meisten von uns Trotteln mehrere Leben brauchen, um die Erkenntnis und damit die höchste Entwicklungsstufe zu erlangen, gibt es die Wiedergeburt. Als Sinn unseres Lebens kann man daher die Weiterentwicklung der Seele ansehen.«

Ich blickte auf den durchscheinenden Nebel, der über meiner Teetasse schwebte.

»Du fragst dich sicherlich, was das mit deiner Narbe zu tun haben soll?« Bevor ich antworten konnte, fuhr sie fort: »Du hast doch bestimmt schon mal davon gehört, dass ein kranker Mensch auch nach Amputation des betroffenen Körperteils manchmal noch die Stelle spüren kann, die ihm vorher Schmerzen bereitet hat. Man nennt dies Phantomschmerzen.«

Ich nickte.

»So ähnlich kannst du dir das mit deiner Narbe vorstellen. Nur in deinem Fall ignoriert dein Körper nicht nur eine Amputation, sondern gleich die Tatsache, dass du in einem ganz anderen Leben verletzt wurdest.«

»Kommt sowas oft vor?«, fragte ich erstaunt und war mir nicht mehr sicher, ob sie nicht doch verrückt war.

»Öfter als du denkst. Ich kannte mal jemanden, dessen Magenschleimhaut entzündet war und der starke Anzeichen einer Vergiftung zeigte – allerdings nur an Werktagen. Die Quacksalber waren ratlos. Wie wir herausfanden, wurde er im letzten Leben von einem Widersacher vergiftet. Und dieser Widersacher war nun sein Chef.«

»Dann ... Dann habe ich schon einmal gelebt?«

»Ja, das hast du. Und du bist in diesem früheren Leben keines natürlichen Todes gestorben. Du bist durch ein Schwert umgekommen.«

Ich starrte auf die hellen Katzenhaare auf meinem Schoß. Auf einmal machte die merkwürdige Form meiner Narbe Sinn. Aber warum war ich immer so traurig? Warum fühlte ich mich so unendlich einsam, selbst wenn ich mit Marc zusammen war? War es wegen Ewa? Oder hatte auch das mit einem früheren Leben zu tun?

Sonia berührte mich am Arm und schaute mir in die Augen. Die Wärme ihrer Hand spürte ich sogar durch den Stoff meines Pullovers. »Ich kann dir zeigen, wie es zu der Verletzung gekommen ist. Und noch einiges mehr.«

Sie stand auf, bedeutete mir, ihr zu folgen und ließ sich auf dem Sessel im Wohnzimmer nieder. Verdutzt stand ich vor ihr.

»Was hast du heute noch vor?«, fragte sie.

»Äh, eigentlich nichts Besonderes mehr. Warum?«

»Deine Reise wird eine Weile dauern. Länger als du denkst. Und danach wirst du nicht mehr derselbe sein.«

Plötzliche Panik stieg in mir auf. Das Haus. Die Kerzen am Eingang. Die Katzen. War Sonia eine Hexe? Gab es so etwas überhaupt? Die alte Frau saß in ihrem Sessel und blickte mich an. Ein leichter Schwindel überkam mich. »Ich ... Ich weiß nicht. Ich muss irgendwann wieder nach Hause. Meine Mutter ...«

Sonia schloss die Augen. »Es liegt an dir. Wenn du es möchtest, wirst du Ausschnitte aus einem früheren Leben erneut durchleben. – Aber hüte dich!« Sie sah mich an. »Es wird nicht wie in einem Traum sein. Du wirst wirklich dort sein und alles fühlen, was dein früheres Ich gefühlt hat. Manche sind nicht bereit für eine solche Erfahrung.«

Ich schluckte. »Könnte es mir denn irgendwie schaden?«

»Es kann und wird ganz sicher vorkommen, dass du mit Ängsten und unangenehmen Situationen konfrontiert wirst. Immerhin wärst du jetzt nicht hier, wenn du nicht im letzten Leben gestorben wärst.« Die alte Frau kicherte wie ein kleines Mädchen. »Was auch passiert, ich bin die ganze Zeit an deiner Seite. Das ist besonders wichtig, wenn du aufwachst und noch orientierungslos bist.« Sie fixierte mich noch immer mit ihrem Blick.

»Ich will unbedingt wissen, wer ich einmal war. Ich habe manchmal das Gefühl, ich wäre viel älter als die anderen in meiner Klasse. Als ob ich mich verlaufen hätte und nicht mehr zurückfinden würde ...«

»Das, was du spürst, ist die Last der vergangenen Leben. Deine Seele ist schon sehr alt, mein Junge. Auch wenn du dich nicht mehr an deine früheren Leben erinnern kannst, so zeigt dein Empfinden, dass deine Bewusstseinsentwicklung auf einem guten Weg ist.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich das ganz verstanden hatte, aber ich traute mich nicht nachzufragen.

»Wenn du möchtest, kann ich es dir zeigen.«

Ich nahm all meinen Mut zusammen und nickte. »Ja. Das will ich.« Wenn Sonia eine Hexe war, hatte sie mich schon längst in ihrem Haus gefangen. Und wer sagte eigentlich, dass es nur böse Hexen gab?

»Gut. Leg dich auf den Teppich.«

Für einen Moment dachte ich, es sei nur ein Scherz.

Dann fragte ich mich aber, warum mich denn überhaupt noch irgendwas an der verrückten

Alten wunderte, und tat es einfach. Der Teppich war überraschend bequem, obwohl er ein bisschen nach Katze roch.

»Mach es dir gemütlich. Du musst völlig entspannt sein für deine Reise.« Sonia deckte mich mit einer flauschigen Decke zu. »Schließe deine Augen. Ich werde jetzt beginnen.«

Ich hörte, wie sie in eine Ecke des Raumes ging und anfang, leise vor sich hinzumurmeln. Betete sie? Im nächsten Moment flüsterte sie ganz woanders. Oder waren es mehrere Stimmen? Es kam mir so vor, als wäre Sonia überall gleichzeitig. Mein Körper wurde schwer, ich sank tief in den Teppich, eine angenehme Schläfrigkeit legte sich auf meine Lider. Als läge ich nicht mehr auf dem Boden des Wohnzimmers, sondern auf dem eines Fahrstuhls, sank ich tiefer und tiefer.

Sonias Murmeln verschwand.

Krieger

Die Spuren im feuchten Waldboden wurden zahlreicher. Die Höhle der Bestie war nicht mehr fern. Degenhart rannte voraus. Sein Bogen war der treffsicherste. Außerdem eignete sich seine weibische Statur besser zur Hetzjagd als die meiner Gefährten. Sein Schwager, der riesenhafte Bernulf, keuchte unter der Last seiner Eberkeule. Über seinem nackten Rücken trug er einen Schild, mächtiger als ein Scheunfenster. Das Biest hatte sein Gut angegriffen und alle Ziegen gerissen. Es hatte keine Angst mehr, ins Dorf zu kommen. Das änderte alles. Nun lag es an uns, die Gemeinschaft zu schützen und der Mordlust des gewaltigen Tieres Einhalt zu gebieten.

Degenhart rief Bernulf zu: »Eilt Euch, Suagur! Das Untier wird an Altersschwäche dahingeshieden sein, bis Ihr ihm endlich ins Angesicht blickt.«

»Oder aber es schwimmt bereits im Kessel meines getreuen Weibes«, sagte Armin und rieb sich den Wanst, während er Bernulf hinter sich ließ.

Der Hüne schnaubte wütend. Doch seine Laute waren unverständlich.

»Schweigt, meine Brüder! Die Ohren der Bestie sind nah«, sagte ich, während ich einen Pfeil aus dem Köcher an meinem Gürtel zog und ihn auf die Sehne des Langbogens legte. Doch ein Pfeil würde nicht reichen. Es galt, schnell zu sein. Schneller als die Bestie.

Meine Gefährten folgten mir ohne ein weiteres Wort. Keiner von ihnen hatte gezögert, als wir das grässliche Gekreische bei den Ställen vernommen hatten. Genauso wenig zögerten sie auch jetzt, dem fleischgewordenen Tod entgegenzutreten. Wir waren Mannen von Eichenhain!

Degenhart winkte uns herbei. Er hatte die Höhle gefunden. Bereits aus der Ferne erkannte ich den Glanz des blutbeschmierten Fells in der Dunkelheit. Ohne auf uns zu warten, lief Degenhart darauf zu. Was tat er denn? Der Wind stand ungünstig!

Wütend brüllte die Bestie und stürzte nach draußen.

Degenharts Pfeil verfehlte ihren Schädel nur knapp und bohrte sich tief in ihre Schulter. Voll glühendem Zorn preschte sie vor.

Degenhart wich zurück, doch sie setzte nach. Mit einem einzigen Prankenhieb zerschmetterte sie seine Hand. Dann biss sie zu. Ihre Zähne gruben sich bis auf die Knochen in sein schmatzendes Fleisch.

Bernulf kam in Sichtweite.

»Nein!«, schrie er verzweifelt.

Aber sein Schwager sah bereits die Tore Walhallas. Der Bär hatte ihm mit einem Klatschen die Haut vom Schädel gerissen.

Mein sirrender Pfeil schlug in der linken Flanke des Raubtiers ein und ließ es aufjaulen. Es wankte, versuchte, mit der Schnauze an den Pfeil zu kommen und stürzte zu Boden. Noch bevor ich einen zweiten auflegen konnte, stürmte Bernulf mit wahnsinnigen Augen vor, schwang seine Keule und ließ sie auf den Schädel der Bestie niederfahren. Zweimal, ein drittes Mal, bis das Untier zuckte und sich seinem Schicksal fügte. Sodann hastete er zu seinem Schwager, kniete sich nieder und hielt ihn wie einen Säugling im Arm. Es war das erste Mal, dass ich Tränen in den Augen des Riesen sah.

Ich trat neben ihn und legte meine Hand auf seine Schulter. Bernulf wandte den Blick gen Boden, als sehnte er sich selbst nach dem Grab.

»Grämt Euch nicht, mein Freund. Keine Träne ist von Übel. Die Tore Walhallas stehen ihm offen.«

Er wischte sich über das Gesicht und sah zu mir auf. »Ohne seine Lieder wird unsere Welt ein dunkler Ort sein.«

»Seine Lieder gehören nun den Göttern. Sie werden sie zu würdigen wissen. Wir werden Degenhart mit seiner Harfe beerdigen.«

Mein Gefährte nickte. »Sie werden ihn wie einen König verehren.«

Armin kam hinzu und warf das Haupt der Bestie vor unsere Füße. Wütende Tränen standen in seinen Augen. »Er ging von uns, um die Fässer Walhallas als Erster zu leeren. Degenhart war schon immer der Klügste von uns.« Dann brach auch er in Tränen aus und ich stützte ihn, da ich fürchtete, seine Beine mochten den massigen Leib nicht mehr tragen.

Still lauschte ich dem sanften Rauschen des Windes, der unseren Freund mit sich nahm. Würden meine Stammesbrüder auch mich beweinen, wenn meine Zeit gekommen war? Würden sie meiner gedenken, wenn ich längst nicht mehr unter ihnen weilte?

Waldemar sprach im Schutz der Heiligen Eiche zu der Gemeinschaft. Im flackernden Licht der Feuerstätte zeigten sich die harten Gesichter der Stammeskrieger. Auch die Bogenmaid Gismara wohnte der Versammlung mit ihren Bogenschützinnen bei. Ich schaute zu Freya, meiner Liebsten. Bis zu unserer Vermählung durfte niemand erfahren, dass wir uns des Nachts an der verborgenen Quelle trafen.

Als Freya meine Blicke bemerkte, ging ihre Hand wie zufällig zu ihrem roten Haarband und ihr Lächeln, so zart wie der Wind an einem Frühlingmorgen, ließ mich beinahe in die Knie gehen.

Gismara schaute misstrauisch in meine Richtung. Die alte Jungfer hatte ihre Augen überall. Sofort wandte ich mich wieder der Rede Waldemars zu.

Unser Stammesoberhaupt, der Erste unter Gleichen, rief mit kräftiger Stimme: »Was ist dem Manne das Wichtigste im Leben? Die Freiheit und die Liebe! Aber genau danach trachten die Dämonen des Südens. Sie fallen mit ihren Scharen in unsere Wälder ein, nehmen unseren Mannen ihre Freiheit und unseren Weibern ihre Ehre. Brüder, Schwestern, lasst uns den Römern den direkten Weg nach Helheim weisen!« Er schlug sich mit der Faust auf die Brust und grüßte Odin. Wir Krieger taten es ihm gleich.

Der Jubel verstummte. Ich vernahm den himmlischen Gesang der Heiligen Sieben. Eine Gasse bildete sich. Zwei junge Männer mit verbundenen Augen und gefesselten Gliedmaßen wurden zum Altar getragen. Römer. Ihr Haar war so kurz wie das einer Ziege und den Bart hatten sie sich entfernt. Wussten sie denn nicht, dass die Götter nur zu jenen sprachen, die langen Haares waren? Sie wanden sich auf ihren Tragen hin und her, als kannten sie keine Ehre. Hätte man ihnen nicht die Mäuler gestopft, bettelten sie gewiss um Gnade. Den

Gefangenen folgte die Priesterschaft der Heiligen Sieben. Jede der weißgewandeten Priesterinnen trug einen goldenen Dolch vor ihrer Brust.

Die Legionäre wurden auf den Altar gelegt und von den Sieben umringt. Ihr Lobpreis wurde lauter, ihre hellen Stimmen kletterten den Stamm der Heiligen Eiche hinauf bis in die Spitze der Krone und verteilten sich im Dunkel der Sternendecke. Die Haare an meinen Unterarmen richteten sich auf. Eine magische Nacht.

Abrupt beendeten die Priesterinnen ihren Gesang. Kein einziger Laut wagte die Stille zu stören. Dann stachen sie auf die römischen Unfreien ein, bis dunkles Rot ihre Gewänder färbte und die Wurzeln der Heiligen Eiche vom Blute unserer Feinde tranken.

Der Wind streifte durch die mächtige Krone. Die Götter hatten das Opfer angenommen. Sie würden uns in den kommenden Schlachten beistehen.

Die Reihen der Feinde standen dicht. Auf einen Germanenkrieger kamen drei der römischen Zwerge. Die meisten ihrer Mannen reichten mir gerade einmal bis zum Kinn und nicht nur ihr Schwertarm, sondern auch ihr Eisenschwert war kurz. Diese nichtsahnenden Schwächlinge. Sie würden den Fehler, gegen einen erfahrenen Krieger anzutreten, nur ein einziges Mal begehen.

Sie sammelten sich uns gegenüber in einer Schlachtordnung, die mir nicht bekannt war. Jede Bewegung glich der des Nebenmanns. Waren sie denn alle Sklaven? Zwischen ihren Reihen blitzte das gleißende Metall der Dämonenpferde. Bis zu seinem Tod hatte mein Vater wie im Fieber von ihnen gesprochen. So viele Legenden rankten sich um die unbezwingbaren Geschöpfe, halb Fleisch, halb Eisen, allein zum Kriege geschaffen. Nun würde auch ich mich ihrem rasselnden Schritt entgegenwerfen.

Mir war durchaus bewusst, dass es töricht war, auf offenem Gelände gegen die Römer zu kämpfen. Ihre Waffen waren scharf, ihr Eisen hart. Im Wald hätten wir dagegen einen gewichtigen Vorteil: Schon im Knabenalter zogen die Jünglinge mit den Mannen aus, um zu jagen. Jedes Kind kannte den Wald ebenso gut wie seine Mutter. Dort hätten uns die schweren Reiter nicht folgen können. Wie Denkmäler einer düsteren Ära wären sie im Waldboden versunken. Dennoch gebot es die Ehre, dass wir uns unseren Feinden auf dem Felde stellten. Der umgebende Wald konnte auch von anderweitigem Nutzen sein ...

Meine Augen verengten sich. Die römischen Feiglinge würden gewiss wieder einen Pfeilhagel vorausschicken, bevor sie angriffen. Aber sie waren nicht die einzigen, die es verstanden, listenreich zu kämpfen.

Ich rief Baldwin zu mir. »Mein Freund, sammelt Euch mit Euren Mannen im Tannenwald. Teilt sie in zwei Rotten. Die erste übergebt Eurem besten Krieger. Er soll die rechte Flanke angreifen, sobald ihre Truppen in Bewegung sind. Ihr selbst führt die zweite hinter die feindlichen Linien. Achtet darauf, dass der Feind Euch erst bemerkt, wenn ihm Eure kalten Klängen ins Rückgrat fahren!«

»Wir werden uns an sie heranpirschen wie an ein ahnungsloses Rehkitz. Doch was gedenkt Ihr gegen die Dämonenreiter zu unternehmen?«

Ich wies auf die hölzernen Gerippe von der Größe eines Umhangs, die Bernulfs Rotte vor den Blicken der Römer verbarg. Über die Gitter hatten seine Mannen trockenes Stroh und Reisig gebreitet, an den Enden hingen dicke Taue mit Felsgestein. »Sie mögen aus Feuer geboren sein und dennoch fürchten sie die Flamme.«

Mit dem kriegerischen Unterarmgruß verabschiedete ich meinen Gefährten. Auch wenn er nicht aus meinem Heimatdorf stammte, so war er doch wie ein Bruder für mich. Er würde ihnen in den Rücken fallen, sein bewährtes Schwert würde unter den hinteren Reihen wüten, während ich selbst es bevorzugte, den römischen Invasoren in die Augen zu blicken, wenn ich sie zu ihren Ahnen schickte.

Wie immer stand Bernulf zu meiner Rechten. Er würde sich der Dämonenpferde

annehmen. Flammende Decken würden sie wieder in Tiere verwandeln. Eine gewaltige Aufgabe für einen gewaltigen Krieger. Sogar aus der Schar der Größten ragte er heraus. Ein Mann, den selbst Ymir gefürchtet hätte. Beine so dick wie ein Baumstamm. Die kräftigen Arme von Narben übersät. Ein Gesicht, das selbst seine Mutter fürchtete. Ob die Südländer schon einmal einen wie ihn gesehen hatten? Sie würden nicht dazu kommen, es ihren Enkeln zu erzählen.

Ich schaute meinen Kriegern in die Augen. Ich kannte einen jeden von ihnen. Ob alt, ob jung, sie würden mir über den Rand der Welt folgen. Seit Waldemars Tod war ich der Erste im Stamm. Ich war es nicht wie ein römischer Adliger wegen des Blutes seiner Sippe. Ich war es wegen des Blutes, das ich auf dem Schlachtfeld vergossen hatte.

Zuletzt sah ich Bernulf an. Er lächelte, als stünde er bereits auf einem Hügel erschlagener Feinde. Ich nickte ihm zu und er stimmte mit einem tiefen Grollen den Schlachtruf an. Seine tönende Stimme hallte über die Lichtung. Die Krieger setzten ein. Schwerter, Keulen, Speere, Kriegshämmer und Äxte schlugen gegen die Schilde. Der Lärm brauste wie ein Sturm über die Ebene und auf die Feinde zu, die sich hinter ihren Schilden versteckten.

Ich zog mein Schwert und gab das Zeichen zum Angriff. Für Waldemar. Für die Heimat. Für Freya.

Ein letztes Mal sah ich ihr Bild vor mir. Wie sie sich zu mir hinabbeugte, mir mein Schwert reichte und meine Lider küsste. Dann rannte ich los.

Schon bald ließ ich meine Mannen hinter mir. Nur Degenhart hatte je meinem Schritt folgen können. Doch er trank jetzt bei den Göttern.

Plötzlich erfüllte ein Surren die Luft. Der Himmel verdunkelte sich. Ich blieb stehen, ging auf ein Knie und riss meinen behänderten Eisenschild hoch. Keine zwei Atemstöße später schlugen die Pfeile mit voller Wucht ein. Einige Kämpfer hinter mir stöhnten auf. Ich musste mit ansehen, wie ein Krieger mitsamt seinem Schild aufgespießt wurde. Die Waffen der Dämonen. Sie hatten sie mit in die Schlacht geführt. Nicht Pfeile, ganze Speere vermochten sie mit ihnen abzuschießen, von einem Ende des Schlachtfeldes bis zum anderen.

Erst als die Sonne zurückkehrte, wagten sich die feindlichen Speerträger vor. In vollem Lauf schleuderte ich zweien meinen Schild entgegen.

Ich brauchte ihn nicht mehr und er hinderte mich in meinen Bewegungen. Mein Angriff riss die beiden von den Beinen. Wie Thors Blitz war ich über ihnen und machte ihrem Dasein ein Ende. Ich wich einem Speerstoß aus, packte den Schwächling, der die Waffe hielt, und brüllte ihm ins Gesicht, während ich ihm meine Klinge in den Leib rammte. Mit einem Hieb befreite ich einen anstürmenden Römer von der Last seines rechten Beines und mit einem Fußtritt lag ein weiterer vor mir und kostete den bitteren Geschmack des Eisens.

Dem Geschrei nach zu urteilen, erfuhren die Legionäre nun den Zorn meiner Gefährten. Ich blickte nicht zurück, sondern sprintete weiter nach vorne. Es wurde Zeit, die römischen Schwertkämpfer in meiner Kunst zu unterrichten.

»Ihr wart siegreich, Einar von den Eichen.« Die alte Schamanin sah nicht zu mir auf, als ich das Zelt betrat. »Die Königswürde steht Euch rechter als dem prahlerischen Waldemar. Aber sehet Euch vor, die Römer werden weitere Soldaten schicken.« Sie kniete neben Baldwin und hielt ihm etwas ins Gesicht.

»Die Niederlage wird in ihren Köpfen brennen und ihren Herzen den Mut nehmen«, vernahm ich die Stimme meines Freundes.

»Brennen? Ihr sprecht nicht etwa von den dämonischen Gäulen, denen Bernulf eine wärmende Decke gehäkelt hat?« Ich ging zu der Liege und ergriff seine Rechte. »Ihr habt tapfer gekämpft und Euren Ahnen Ehre bereitet. Ohne Euch wäre der Ausgang der Schlacht ein anderer gewesen.«

»Euch würde ich zu jedwedem Ende folgen, mein Führer, mein König.«

»Seid bedankt der edlen Worte, doch zöge ich es vor, Ihr nenntet mich weiterhin Freund.«

Voller Stolz suchten seine wässrigen Augen meinen Blick. Ich drückte die kraftlose Hand meines Gefährten und drehte mich zu dem alten Weib: »Sagt, wie ist es um seine Gesundheit bestellt?«

Helgrad verknotete das Ende des Fadens, mit dem sie die Schnittwunde an Baldwins linkem Arm vernäht hatte, bestrich sie mit einer grünen Paste und verband sie. Auch an seinem rechten Oberschenkel sowie an seiner linken Hand erkannte ich einen ähnlichen Verband.

»Er wird wieder genesen. Die Götter sind mit ihm.«

Ich nickte, verabschiedete mich von meinem Waffenbruder mit den Worten »Besucht mich in der Körperschmiede, sobald Ihr des Liegens überdrüssig seid« und wandte mich zum Gehen.

Die alte Heilerin packte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: »Kommt nach der Dämmerung zu mir. Alleine.«

Helgrad lebte außerhalb des Dorfes im dunkelsten Teil des Waldes. Man erzählte sich, sie sei älter als die Zeit, und es gab nicht wenige, denen sie unheimlich war.

Ich beschleunigte meine Schritte. Das Eisenschwert klapperte auf meinem Rücken. Schon bald würde ich die Hand vor Augen nicht mehr sehen.

Unter anderen Umständen hätte ich den Dusterwald niemals ohne Fackel betreten, aber ich durfte es nicht riskieren, dass man mir folgte. Helgrad wollte es so.

In der Ferne erklang Wolfsgeheul.

»Vielleicht ist der Wolf in den Mond verliebt und weint jeden Monat um eine Liebe, die er niemals berühren wird«, sprach ich traurig zu mir selbst. In Kriegszeiten war es nicht erlaubt, Hochzeiten zu feiern. Deshalb konnte ich Freya erst zum Weibe nehmen, wenn der Feind besiegt war. Bis auf Baldwin wusste niemand von unserer Sehnsucht.

Ich durchschritt eine dichte Hecke und blickte zur Hütte der Schamanin.

Sie war nicht größer als ein Ziegenstall und doch wusste ich nie, was mich darin erwartete. Je näher ich ihr kam, desto kälter wurde es. Ich schlang die Arme um meinen Körper, schritt zur Tür und trat ohne Anzuklopfen ein.

Die alte Frau wärmte sich an der Feuerstelle. Im Augenwinkel sah ich den Schatten eines Wolfes an der Wand. Als ich mich umdrehte, war er verschwunden.

»Ihr seid meinem Ruf gefolgt, *Der vor den anderen allein kämpft*.« Es war das erste Mal, dass jemand die Bedeutung meines Namens in Worte kleidete. »Lasst Euch nieder. Ich möchte Euch eine Gabe zuteilwerden lassen, deren Bedeutung Ihr erst im Laufe Eurer Reise gewahr werdet. Dennoch ist es unabdingbar, dass Ihr schon jetzt beginnt, Euch darin zu üben. Sie wird Euch den Weg zu Euch selbst offenbaren.« Mit diesen Worten ging sie zu einer alten Truhe, nahm ihre Halskette ab, an der ein winziger Schlüssel befestigt war, und öffnete das Schloss.

Bevor sie den Gegenstand herausnahm, hielt sie inne und fragte, ohne sich zu mir umzudrehen: »Ihr entsinnt Euch noch der Kunst des Laute-Malens?« Ein Hauch von Hoffnung schwang in ihren Worten mit.

Meine Gedanken flogen zu jener Zeit, als Helgrad eines stürmischen Abends zu meiner Mutter gekommen war. Mir spross noch kein Bart und die damals schon greise Schamanin zerrte mich zu unserem Holzschuppen, wo sie mich ohne ein einziges Wort der Erklärung einsperrte. Dort hockte ich zitternd und bangend, während ich dem Gekreische meiner Mutter lauschen musste, bis sie irgendwann verstummte und mich meine sorgenvollen Gedanken übermannten. Ich rechnete schon mit dem Schlimmsten, da öffnete sich die Tür

des Schuppens und meine Mutter nahm mich tränenüberströmt in ihre Arme.

Die alte Frau war nicht mehr da.

Was sie ihr offenbart hatte, wollte mir meine Mutter nie erzählen. Von meiner Zukunft soll sie gekündet haben. Und dass ich zu ihr kommen solle.

Mein Denken schweifte von jenen Tagen, die dann folgten und in denen Helgrad mich so vieles lehrte, was nicht eines Knaben war, wieder zu der Truhe. Was auch immer sich darin befand, es sollte die Zeiten überdauern. Sonst hätte man sich nicht die Mühe gemacht, es in ölgetränkte Leinen zu hüllen.

Ich sah zu meiner alten Lehrmeisterin.

»Ja. Ich erinnere mich.«

Unverzüglich wickelte sie die Leintücher ab und ein Ledergürtel mit drei übereinanderliegenden Schnallen kam zum Vorschein. Helgrad hob ihn heraus wie einen Säugling aus der Wiege und trat damit in die Mitte des Raumes. »Legt Euch auf meine Bettstatt und schließt die Augen.«

Ich löste meinen Waffengurt, warf ihn neben das Lager und ließ mich nieder. Bevor ich meine Lider schloss, blickte ich ein letztes Mal zu der Heilerin. Sie hielt den breiten Gürtel vor sich, um von den Runen abzulesen, die auf beiden Seiten in das schwarze Leder geschlagen waren. Noch nie hatte ich eine solche Fülle an magischen Schriftzeichen gesehen.

Mit dunklen Augen sah sie mich an. Es war nicht mehr das alte Weib, das vor mir stand. Irgendeine dämonische Macht hatte Besitz von ihr ergriffen. Schnell schloss ich die Augen. Ich spürte, dass noch jemand anderes anwesend war. Oder etwas.

Mit durchdringender Stimme begann die Schamanin:

»Ich bin eins mit allem, was ist. Ich bin der Mittelpunkt meines eigenen Kreises.

Im Schoße von Mutter Erde ruhe ich, am heiligen Fluss des Selbst. Hier bin ich den Liedern meines Körperwissens offen und höre, woran ich mich erinnere und was ich weiß.

Ich bin ein wunderschönes Kind von Mutter Erde, vertrauend und unschuldig.

Die Tiere sind meine Lehrmeister. Die Schwimmer lehren mich, die Wege meines Herzens zu gehen. Die Kriecher lehren mich, das Gleichgewicht auf der Erde und in meinem Körper zu halten. Die Vierbeinigen lehren mich Ausgeglichenheit und Klarheit in meinen Absichten. Die Geflügelten lehren mich zu fliegen, mich der All-Seele hinzugeben und die größeren Zusammenhänge zu sehen.

Ich bin ein Krieger, der sich für die hellen Pfeile entscheidet: Gewahrsein, Wertschätzung, Annahme, Genuss, Liebe und Verwirklichung meiner selbst sowie die Freiheit der Makellosigkeit.

Ich stehe auf der Schwelle meiner vorgeburtlichen Voraussicht, meines heiligen Traumes, der mit dem der Welt in Eintracht verbunden ist. Ich bin wach und bewusst und beherrsche diesen Traum, dieses Leben, das ich zur Selbstverwirklichung in Freiheit lebe.

Ich bin in der Lage, die Meisterschaft über meinen Körper, den ich mir ausgesucht habe, anzutreten.

Ich bin am Platz der Bewegung in der Lage und bereit dazu, meine Ziele, Entscheidungen und Wahlmöglichkeiten zu gestalten.

Ich bin grenzenloser Geist, innerhalb dessen alle Dinge möglich sind, ein Bewusstsein in allen Räumen und Zeiten.

So ist es, so war es und so wird es immer sein.«

Helgrad senkte die Stimme und murmelte noch ein paar unverständliche archaische Verse. Langsam kam ich wieder zurück. Mir war, als hätten die Worte mich über die Regenbogenbrücke zum goldenen Asgard geführt. Benommen richtete ich mich auf.

»Diese Zeilen werden Euch von nun an stets begleiten. Ich gebe den Gürtel an Euch weiter. Achtet gut darauf. Sobald Ihr die Runen vor Euch seht, ohne ihn in Händen zu halten, vergrabt Ihr ihn im Düsterwald. Er wird sich seinen nächsten Besitzer rufen. Geht jetzt und denkt immer daran: Wir sind hier, um uns zu erinnern, wer wir sind, woher wir kommen und wohin die Reise geht. Nichts ist außerhalb zu finden, sondern alles ist in Euch im Hier und Jetzt angelegt. Erinnert Euch!«

Der Mond schien mir größer als in einer gewöhnlichen Nacht. Der Himmel zeigte sich sternklar. Wie ich es erhofft hatte, war Freya da. Aus dem Dickicht heraus bewunderte ich ihre weibliche Silhouette im Mondenschein. Sie badete in dem Teich unterhalb der verborgenen Quelle – dem einzigen Ort, der uns allein gehörte und den wir doch nur vom Schicksal geliehen hatten. Das klare Wasser spielte mit ihren Hüften, auf seiner Oberfläche spiegelte sich ihre schneeweiße Haut. Wie eine Nymphe ließ sie sich zu dem Wasserfall treiben. Nur sein Plätschern durchbrach die Stille der Nacht. Freyas langes Haar legte sich in Strähnen über ihre Nacktheit. Ihre Augen waren geschlossen, während sie im spritzenden Wasser tanzte.

Rechnete sie noch mit meiner Rückkunft?

Oder hatte sie mich bereits aufgegeben wie einen Traum, der im Morgengrauen verblasste? Nicht einer der Neun war meinem Rate gefolgt, nicht einer, der sich mir angeschlossen hätte, selbst als ich es tagelang erflehte. Sie waren Narren, trunken von ihrer eigenen Macht. Wer dachte, die Römer würden ihn verschonen, war bereits tot. Helgrad hatte es vorausgesehen. Selbst ich hatte die Flammen in meinem Traum gesehen.

Niemals würde ich meine Liebste den Legionären überlassen!

Ich blickte zu Freya. Endlich wandte sie sich um.

Leise legte ich meinen Waffenrock ab, schlich zum Ufer des Teichs und glitt in das kühle Nass. Sogleich tauchte ich meine Rechte tief hinein und ließ es mein Vorhaben verbergen. Hier, wo alles begann, sollte Odin uns für immer verbinden. Wie sollten wir auch nur einen einzigen Tag ohne einander weiterleben? Ich hatte es lange entschieden, dies war die Nacht. Wenn morgen die Sonne aufging, hatte sie eine andere Farbe.

Lautlos näherte ich mich ihr von hinten. Sie hatte mich noch nicht bemerkt. Würde sie es zulassen?

Dicht hinter ihr erhob ich mich aus dem Wasser, hauchte ihr einen Kuss in den Nacken und legte ihr das Lederband mit dem goldenen Ring um den Hals. »Möge es in Bälde mehr als ein Geheimnis sein.«

»Und mehr als eine Nacht, mein Liebster.« Sie zog mich an ihren nassen Körper, wand ihren Kopf nach hinten und küsste mich begierig, während der Wasserfall uns wie eine Decke umgab.

»Jede Nacht und jeder Tag.« Ich umfasste ihre Taille und zog sie langsam in die Mitte des Teichs. Mir war, als hätte sie mich soeben noch vor dem Verdursten gerettet. Fünf lange Tage waren seit unserem Treffen auf dem Hochstand verstrichen. Fünf lange Tage, in denen unser Schicksal uneins war. Als hätten die Nornen uns für unser Geheimnis büßen lassen. Doch unsere Herzen fanden immer wieder zueinander, ganz gleich, wo sie sich suchen mussten.

Freya drehte sich um, legte ihre Arme um meinen Hals und schaute mir in die Augen. Ich verstand sie, ohne dass ein Wort ihre Lippen verlassen hätte. Von nun an war sie die Meine. Ebenso wie ich auf ewig der Ihre war.

»Meine Liebste, das ist die glücklichste Stunde meines Lebens.« Ich griff unter ihre Hinterbacken und hob sie an. »Lasst uns jeden Atemzug davon auskosten.«

»So viele Atemzüge wir haben«, flüsterte sie in mein Ohr, während sie mich fest umklammerte.

Stöhnend stemmte ich den Felsblock auf das mannshohe Metfass. Armin lag gleichauf. Auch ihm fehlte in seiner Fässerreihe nur noch eines, das er mit einem schweren Stein beladen musste.

Ich ging in die Hocke, umfasste den runden Fels mit den Armen und richtete mich auf. Die Schnitte an meinen Unterarmen brannten, mein Rücken wollte brechen, mein Schädel zerspringen. Nicht jetzt. Nicht so kurz vor dem Sieg. Meine Arme begannen zu zittern und ich spürte, wie der Stein abrutschte.

Schnell griff ich nach und schleuderte ihn mit einem Schrei auf das letzte Fass. Das Holz splitterte unter der Last des Felsblocks und das Fass barst wie eine Birke, die vom Blitz getroffen wurde.

Während süßer Met meine Stiefel umspülte, brüllten die Gefährten meinen Namen. Und doch waren es die Stimmen der Kinder, die selbst Bernulf übertönten.

Ohne dem Jubelgeschrei meines Stammesvolkes Beachtung zu schenken, ging ich zu meinem Gegner, reichte ihm die Hand und nickte ihm zu. Armin war einer der Stärksten in der Körperschmiede. Was ihm an Höhe mangelte, machte er durch seine Körperfülle wett.

»Odin selbst muss Euch geholfen haben, denn Ihr wiegt ja kaum mehr als ein Geißbock!« Er blickte drein, als hätten die Götter ihn betrogen.

»Es scheint mir eher, Euer heutiges Morgenmahl mag nicht üppig genug gewesen sein, alter Freund. Lasst uns dieses Versäumnis gemeinsam nachholen.«

Seine Miene hellte sich schlagartig auf. »Dann erweist mir die Ehre, Euch heute bewirten zu dürfen. Ortrun wird Euch den besten Wildschweinbraten vorsetzen, den Ihr je gekostet habt.«

»Diese Ehre soll Euch zuteilwerden!« Ich lachte und schloss mich ihm an.

Über seine Schultern hinweg sah ich Baldwin in einiger Entfernung mit dem Speer üben. Sein Geschick war groß. Er konnte einen laufenden Hasen treffen. Von seiner Kriegsverletzung ließ er sich nichts anmerken. Mein Freund war ein stolzer Mann. Dennoch war mir gewiss, dass seine Wunden noch nicht verheilt waren. Sie würden ihn im Gefecht behindern.

Meine Liebste strahlte heller als die Mittagssonne, während sie neben mir über die Wiese lief. Ihr Haar war von der Farbe reifen Weizens, ihre Augen tiefer als das Nordmeer. Sie leuchteten mich an wie die Sterne den Himmelskundigen, der sein Tagwerk verdrossen verrichtete, bis er des Nachts seiner Sehnsucht nachgeben konnte. Die wenigen Momente, die wir teilen durften, erschienen mir wie ein wunderschöner Traum, erfüllt von dem unendlichen Zauber der Liebe.

»Ihr könntet den Rat darum bitten. Wer, wenn nicht Ihr? Schließlich wart Ihr es, der unser Heer zum Sieg geführt hat!« Freya zog den Goldring aus ihrem Ausschnitt und betrachtete ihn verzückt. »Und außerdem vermag niemand Euren grünen Augen zu widerstehen.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, führte ihre Lippen zu meinem Mund, als wollte sie mich küssen, und biss mir in die Unterlippe.

Ich kniff ihr ins Hinterteil und sie ließ von mir ab. Was hatte ich nur all die Jahre ohne sie gemacht? Ihr Vorschlag überraschte mich nicht. Ich hatte selbst schon mit dem Gedanken gespielt, entgegen der Traditionen in Kriegszeiten zu heiraten. Natürlich bedurfte es der Zustimmung des Rates und mein Anliegen würde für so manch Entrüstung sorgen, aber für Freya täte ich alles.

Hand in Hand näherten wir uns dem Dorf. Ein unheilschwangerer Geruch wehte heran. Er kratzte sich von meiner Nase über meinen Rachen bis in das Innere meiner Brust. Rauch. Ich ließ Freya los. Da hörte ich den Lärm. Kampfeslärm!

Ein Blick zu meiner Liebsten. Hier konnte ich sie nicht zurücklassen. Der Feind lauerte überall. Aber ich würde die Gemeinschaft meines Dorfes nicht im Stich lassen.

Ich bedeutete ihr, mir zu folgen, zog mein Schwert und lief los. Jetzt sah ich die dunklen Schwaden, die von den Häusern aufstiegen. Brandpfeile. Freya hielt sich an meiner Seite. Stille Tränen standen in ihren Augen.

Mein Blick suchte nach dem Feind. Auf offener Straße waren wir ein leichtes Ziel. Ich sah zahllose Tote. Vertraute und entstellte Gesichter. Freunde. Gefährten. Frauen und Kinder. Die Invasoren hatten uns gefunden. Ihr ehrloser Angriff hatte uns völlig unvorbereitet getroffen.

Wir erreichten das Heim von Armin und Ortrun. Die Flammen fraßen das Haus wie ein hungriger Wolf, der Gebeine knackte. In einer Lache aus Blut und Unrat lag ein Mann. Armin! In seinem Rücken steckte ein Pfeil.

Ich eilte zu ihm und kniete mich nieder. »Mein nie satter Freund. Ich hoffe, die Speisen in Walhall behagen Euch.« Die Flammen nahmen mir meine Tränen, noch bevor sie von meinem Kinn tropften. Ich hatte es gewusst. Ich hatte es gesehen. Und doch hatte ich nichts dagegen tun können.

Ich sah auf, straffte mich und lief weiter. In der Mitte des Dorfes wurde noch gekämpft. Es war noch nicht zu spät.

»Versteckt Euch in einem der Häuser, meine Liebste!«, rief ich, während ich zu Freya zurückblickte. »Ich werde den Unseren zu Hilfe eilen.«

Sie sah aus wie die Göttin der Liebe selbst, die in ihrem weißen Gewand zu den Liebenden trat, um sie für alle Zeiten aneinander zu binden. Es zerriss mir das Herz, sie in Ungewissheit zurückzulassen, aber an meiner Seite war sie nicht sicher. Ich würde mich mit allem, was ich hatte, in den Kampf werfen. Es konnte sein, dass ich nicht wiederkehrte. So schwor ich mir, ihr Bild für immer in mir zu tragen, sowohl in dieser Welt als auch in der nächsten.

Der Kampfeslärm wurde lauter. Ich vernahm einzelne Schmerzensschreie. Auf meine Deckung achtete ich nicht mehr. Jetzt galt es, schnell zu sein, sollte mein Schwert nicht zu spät in die Schlacht finden.

Als ich näher kam, sah ich, dass Bernulf und sechs weitere Gefährten von einer Schar Römer umzingelt waren. Es war das letzte Gefecht vor der sicheren Niederlage. Die Zahl der Feinde schätzte ich auf etwa drei Dutzend. Es musste ein kleinerer Trupp von Legionären sein, der die Wälder hatte auskundschaften sollen. Trotzdem von einer Waffenstärke, die jedem germanischen Dorf überlegen war. Die Römer waren erfahrene Invasoren.

Bernulf entdeckte mich zuerst. Um von mir abzulenken, schwang er seine schädelspaltende Keule. Von ihrem Ende tropfte dunkles Blut. Der Hüne stürzte unerwartet leichtfüßig vor und zerschmetterte den Stahlhelm eines Legionärs, der nicht schnell genug auswich. Wie vom Blitz getroffen fiel er zu Boden. Die anderen Gefährten nutzten die Verwunderung der römischen Söldner, um sie mit ihren Speeren zu attackieren.

Ein römischer Bogenschütze, der etwas außerhalb stand, blickte zu mir. Mit der Behändigkeit eines geübten Schützen legte er an, den Pfeil schon auf der Sehne. Mein Sprung zur Seite ließ das Geschoss an meinem Schädel vorbeisirren. Weitere Soldaten drehten sich zu mir um.

Ohne stehenzubleiben, nahm ich den Rundschild eines gefallenen Germanen an mich und rannte auf den Trupp zu. Der Bogenschütze versuchte zurückzuweichen, doch ich erreichte ihn, bevor er sich in den Schutz seiner Gefährten begeben konnte, und durchstach seinen Brustpanzer mit meinem Eisenschwert. Dann war ich unter ihnen. Mein Langschwert eignete sich für das dichte Gedränge nicht so gut wie die römischen Kurzschwerter. Mit einem wuchtigen Tritt stieß ich einen Schildträger, der sich direkt vor mir befand, mitsamt seinem schulterhohen Schild nach hinten, wodurch er ins Straucheln geriet und seine rechte Seite

freigab. Ich führte einen schnellen Hieb auf seine Schulter. Der Stahl grub sich tief in seinen Oberkörper. Kreischend ließ er seine Waffe fallen und stürzte hernieder.

Ich löste den Griff von meinem Schwert, duckte mich unter der Spitze eines auf meinen Schädel gerichteten Speerstoßes hinweg und griff nach der Waffe des Feindes am Boden. Das römische Schwert war leicht und biegsam, und dennoch härter als jede Germanenklinge. In einer fließenden Bewegung drehte ich mich um, durchtrennte den Unterschenkel des Speerträgers und wehrte den Stich eines Schwertkämpfers mit meinem Schild ab. Der Schild splitterte und brach entzwei.

Unbeeindruckt richtete ich mich auf. Ich sah die Angst in den Augen des Angreifers, der ein paar Schritte zurückwich. Ohne innezuhalten, machte ich einen Ausfallschritt auf ihn zu, hielt ihm den Rest meines Schildes entgegen und traf ihn mit einem seitlichen Hieb an der Hüfte. Mein Feind brach nieder.

Ich drückte ihn mit meinem Halb-Schild zu Boden und schlitze seine Kehle auf.

Bernulf brüllte etwas. Ich wandte mich um und sah, wie eine Gruppe von Bogenschützen auf mich anlegte. Räudige Feiglinge! Ich blieb knien, ließ den Schild fallen und drückte den Schwertgriff gegen meine Brust. So würde ich also meinen Ahnen begegnen. Ich würde mit meinen Freunden bei der Verteidigung der Heimat untergehen. Ein ehrenvoller Tod. Ein Tod, den kein Römer mit mir teilte. Denn nach Walhalla reisten keine Unfreien.

Auf einmal erklang das Horn vom Silberfluss. Die Bogenschützen sanken zusammen. Baldwin war gekommen. Er musste den Rauch über dem Dorf gesehen haben. Seine Mannen brachen aus dem Wald und metzelten die verbliebenen Römer binnen hundert Herzschlägen nieder.

Mein Atem ging stoßweise. So schnell ich noch konnte, rannte ich zu dem Haus, in dem sich Freya versteckt hielt. War dies nicht das Heim ihres Onkels Nordwin? Das Heim, das sie sich mit seinem Witweib teilte? Ich stieg über einen Hund, der selbst im Tode noch die Pforte bewachte.

Es war dunkel in dem Zimmer. Mein Stiefel stieß gegen das kurze Schwert eines Legionärs und ließ es krächzen wie einen Raben im Tiefflug.

Ich streckte mein Eisen der Dunkelheit entgegen. An der gegenüberliegenden Wand saß jemand auf dem Boden. »Freya!« Ihr Kopf ruhte auf der Brust. Das güldene Haar verdeckte ihr Gesicht. Neben ihr lag das zerrissene Lederband.

Ich stürzte zu ihr, kniete mich vor sie und nahm ihren Kopf zwischen meine Hände.

Ihre Augen waren geschlossen.

Ihre Wangen kalt.

Ihr kleines Herz schlug nicht mehr.

Meine Liebste war tot.

Tränen stiegen mir in die Augen. Ich drückte ihren Kopf gegen den meinen, sank neben sie und hielt sie schluchzend in meinen Armen. Meine Liebe, mein Leben, mein Herz war gegangen.

Wir mussten dem Feind zuvorkommen. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Er wusste jetzt, wo unser Dorf lag. Der Dämon, der mich meiner Liebsten beraubt hatte, war entkommen. Er musste sich in dem Haus aufgehalten haben, um schon vor Ende der Schlacht zu plündern, während seine Gefährten noch kämpften. Dann hatte er Freya entdeckt. Ich würde ihm mit bloßen Händen den Kopf abreißen, wenn ich ihn fände! Zorn und Trauer schienen meine Glieder zu lähmen.

»Ein starker Mann ist nicht der, der niemals weint. Es ist der, der sich eine Zeit zurückzieht und seiner Trauer Raum gibt, um danach das Schwert aufzunehmen und zu kämpfen.« Noch immer hallten die Worte meiner alten Lehrmeisterin in meinen Gedanken. Helgrad hatte

recht. Ich musste stark bleiben. Ich musste die Verbliebenen und die Nachbardörfer retten. Schon morgen würde ich mit allen kampffähigen Mannen ausziehen, um über die römischen Truppen herzufallen. Wir würden sie auf ihrem Weg durch den Wald überfallen. Wir würden sie gar nicht erst bis zu unseren Dörfern vordringen lassen.

Ich öffnete die Tür zu Baldwins Heim, in dem sich der Kriegsrat versammelte. Warmer Rauch schlug mir entgegen. Das Vieh wurde unruhig.

Baldwin trat an mich heran und legte seine Rechte auf meine Schulter. »Euer Schmerz ist mein Schmerz. Euer Zorn ist mein Zorn.« Er wies auf seinen Jungen, der die Aquila, das Feldzeichen des Feindes, heranbrachte.

»Mir scheint, Ihr seid nicht mehr lange der größte Krieger in Eurem Dorf«, sagte ich und tätschelte dem Knaben den Kopf.

Der Junge blickte mich voller Stolz an, als ich ihm den Stab mit dem goldenen Adler abnahm und mein Schwert überließ.

»Aber dass du mir nicht gleich alle Römer erschlägst! Lass deinem Vater und mir noch den einen oder anderen Kopf stehen.«

»Ja, Onkel Einar.« Grinsend tollte sich der Knabe davon. Er hatte seine Mutter am Kindbett verloren. Nun würde ich dafür sorgen, dass er seinen Vater behielt.

Ich trat an die Tafel, an der die Führer und Ältesten der neun Stämme saßen, und sah einem jeden von ihnen in die Augen. Sie waren alle gekommen. Der Angriff auf mein Dorf hatte sie das gelehrt, was meine Worte nicht vermocht hatten. Nun sollten sie ihren Starrsinn mit Blut vergelten.

»Sie mögen Dämonen sein«, rief ich und blickte auf den Adler, »doch wir sind Germanen!« Ich streckte die Aquila in die Höhe. Sogleich trommelten sich die Stammesfürsten auf die Brust und bejubelten die Kriegsbeute. »Vergesst niemals: Alleine sind wir nichts als Brüder, Väter und Großväter. Doch zusammen sind wir ein Sturm, der Auen überschwemmt, Bäume entwurzelt und Felsen bewegt!«

Der Jubel brandete an meine Ohren und ich sah mit an, wie die Aquila herungereicht wurde wie eine Straßendirne aus Lutetia. Die Römer würden mir büßen, dachte ich, riss mir Freyas Lederband vom Hals und ballte die Faust. Mein Feldzug hatte gerade erst begonnen.

»Die Zeit der Rache wird kommen«, sagte Baldwin, als er meine Geste bemerkte. »Ich kann sie Euch nicht zurückholen, aber ich verspreche Euch, dass ihr Tod nicht ungesühnt bleibt.« Dann geleitete er mich zum Ehrenplatz am Kopf der Tafel und hieß mich an, mich niederzulassen.

Ich zögerte. »Es ist Euer Heim, mein Freund.«

»Und wir alle sind die Euren.« Er schlug sich mit der Rechten auf die Brust und streckte sie zum Gruß. »Heil Einar!«

Die Stammesführer erhoben sich und taten es ihm gleich:

»Heil Einar! Heil dem König!«

Der schmale Waldweg erlaubte es den Römern nur, in Zweierreihen zu marschieren. Auf einer Länge von über dreihundert Schritt führte er durch eine Senke. Der Vorteil lag auf unserer Seite. Wir sammelten uns auf den Hügeln beidseits des Weges. Wie bei der Jagd auf einen Zwanzigender pirschten wir uns so nahe wie möglich heran und verharrten geräuschlos. Das gleichmäßige Rascheln der Rüstungen hallte zu uns herauf. Die Legionäre sprachen kein Wort. Sie waren Waffen, keine Menschen.

»Wenn der Morgen graut, werden sie kommen. Adlersfittiche werden sie herantragen. Und sie werden nach mir suchen.« Wie immer waren die Worte Helgrads Wahrheit und Rätsel zugleich, als sie mich aufgesucht hatte. Die Zeitalter forderten auch von ihr ihren Tribut. Was wollten die Römer schon von einem alten Weib?

Ich gab das Signal. Die Bogenschützen begannen ihr blutiges Handwerk. »Gismaras Erbe«, flüsterte ich und gedachte der zahlreichen Wortgefechte, die ich mit der alten Bogenmaid ob dieser Waffe bestritten hatte. Doch was nützte es einem, wenn man erst nach seinem Tod gehört wurde?

Sofort bildeten die Römer eine Verteidigungslinie. Rücken an Rücken und Schild an Schild stellten sie sich auf. Die Mehrzahl unserer Pfeile prallte einfach an ihnen ab.

»Dann bringen wir es eben auf Germanenart zu Ende!«, rief Bernulf, doch ich hielt ihn zurück.

»Lasst Euch nicht täuschen, mein Freund. Eine stattliche Schar Legionäre wartet noch vor der Senke. Sie werden versuchen, die Hügel zu erstürmen, um uns von dort in den Rücken zu fallen. Wir dürfen unsere Position nicht gänzlich aufgeben.«

»Lasst einen anderen zurück, mein König. Mir verlangt es nach Blut. Römischen Blut.«

Ich nickte und bedeutete Baldwin, mit seiner Rotte zurückzubleiben. Ohne einen weiteren Befehl zu erteilen, preschte ich los. Es war das erste Mal, dass Freya mich nicht vor der Schlacht verabschiedet hatte. Doch der Wind küsste meine Lider ebenso zärtlich, wie meine Liebste es immer getan hatte. Ihr rotes Haarband flatterte am Griff meines Schwertes, während ich den Hang hinab stürmte. Auf dass sie jeden Hieb begleitete.

Bernulfs Schlachtruf folgte mir. Meine Mannen wussten auch ohne Worte, was zu tun war. Ein jeder von ihnen war ein freier Germane. Ein jeder kämpfte für Freiheit und Liebe, nicht für Land oder Gold.

IMPRESSUM

DAS GEHEIMNIS DES WINDES
ERWACHEN

ISBN Hardcover: 978-3-96741-003-7

Hybrid Verlag

© by Hybrid Verlag,
Westring 1
66424 Homburg
www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de
1.Auflage 02/2020

Autor: Michael Tschida
Korrektur: Petra Schütze
Buchsatz: Sylvia Kaml

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.